



Hinter Ikea-Regalen, MacBooks und Latte-macchiato-Gläsern – wird da ernsthaft gearbeitet im Hamburger Betahaus oder nur so getan? Unsere Autorin (links) ist noch skeptisch

KOLLEGEN ZUR MIETE

Beim *Coworking* zahlen Selbstständige, um dicht an dicht in gestylten Büros zu sitzen. Das soll die Zukunft der Arbeit sein? Unsere Autorin hat es ausprobiert

Text: Johanna Schoener Fotos: Julian Röder/Ostkreuz



Glühbirnen herabhängen, improvisiert wie die alten aufgebockten Siebdruckplatten, an denen sie sitzen, und entspannt wie die elektronische Musik, die gegen Abend aus den Boxen rieselt. Ist das noch Arbeit oder schon Freizeit, wenn ich in neun Schritten an der Theke bin, um mir Cappuccino oder Limonade zu holen? Mit den groben Holzbalken würde sie als Strandbar durchgehen, steht aber in einem von zwei Großraumbüros, in denen 44 Menschen dicht aneinandergereiht sitzen können. Von meinem Platz aus schaue ich auf eine Palme, die fast so groß ist wie ich. Jemand hat sie an die Hauswand gegenüber gespritzt, rundherum blättert der Putz ab.

Es ist noch hell draußen, als die Onlinearbeiter die Bierflaschen heben und sich über ihre MacBooks hinweg zuprosten. »Auf die Weltherrschaft!«, ruft einer. »Auf die Weltherrschaft!«, erwidert der Rest. Genau so habe ich mir Coworking vorgestellt. Junge Menschen sitzen hinter ihren Bildschirmen, tragen Jeans, Sneakers und gelegentlich Hornbrillen, tippen ein bisschen hier, chatten ein bisschen dort, surfen durch die Weltgeschichte und meinen, ihren Lauf dadurch ganz nebenbei beeinflussen zu können. Schließlich haben sie kapiert, wie die Zukunft der Arbeit aussieht: bunt wie die Zweige, von denen hier die

Das Betahaus liegt in Hamburg zwischen den Szenevierteln Sankt Pauli und Schanze und ist einer dieser Coworking-Spaces, die in vielen deutschen Großstädten aufmachen – mal in ehemaligen Läden, mal auf Fabriketagen. Selbstständige können sich dort für zehn bis zwanzig Euro am Tag einen Schreibtisch mieten, zusammen Mittagspause machen und so tun, als seien sie Kollegen. Während die einen im Coworking das Arbeitsmodell der Zukunft sehen, halten die anderen es bloß für einen weiteren Pseudotrend, den sich ein paar vermeintlich kreative Berliner ausgedacht haben, um Arbeit zu simulieren.

Der Grund, warum ich bisher selbst noch nie versucht habe, von einem Coworking- >

Space aus zu arbeiten, sind die Leute, die das Bier trinken. In den Berichten, die ich übers Coworking gelesen hatte, klangen sie furchtbar hip, fast so, als würden sie nur über den neuesten heißen Scheiß im Netz reden.

Der Grund, warum ich mich jetzt doch dort einmiete, ist: Ich brauche soziale Kontrolle, jemanden, der mir »Guten Morgen« sagt, und Abstand zu meinem Fernseher, der schmutzigen Wäsche im Bad und allem, was mich sonst ablenkt. WLAN, Drucker, Kopierer und Konferenzraum sind auch nicht schlecht. Und wenn ich mir schon ein Tages-, Wochen- oder Monatsticket fürs Betahaus kaufe, werde ich hoffentlich nicht mehr so viel Zeit mit Blödsinn verplempern. Zunächst bezahle ich also, damit ich arbeite, statt zu arbeiten, damit ich bezahlt werde.



Jörn Hendrik (oben links) erklärt das Web 2.0, die anderen Coworker teilen Schreibtische und Soße

Das kann passieren, wenn man eine von fast 4,5 Millionen Selbstständigen in Deutschland ist. Natürlich gehören dazu nicht nur Leute, die allein am Laptop arbeiten, sondern auch Ladenbesitzer, Maler oder Versicherungsvertreter. Alle zusammen machen

rund elf Prozent der Erwerbstätigen aus. Als meine Eltern Anfang der Achtziger ihre erste Stelle antraten, gab es noch nicht mal halb so viele Selbstständige. Für die meisten meiner Tanten und Onkel war die Festanstellung das wichtigste Ziel, meinen Cousins und Cousinen geht es eher um Selbstverwirklichung. Nicht aus reinem Egoismus, sondern auch weil wir uns neue Ziele suchen müssen, wenn unbefristete, sozial abgesicherte Arbeitsverhältnisse zurückgehen, während zeitlich begrenzte Verträge, Projekt- und Auftragsarbeiten zunehmen. Ich bin nach dem Studium nie davon ausgegangen, die nächsten 20 Jahre morgens in denselben Büroaufzug zu steigen – wäre ja auch eine furchtbare Vorstellung. Nicht minder abschreckend erscheint mir jedoch die Aussicht, die nächsten Jahre mit dem Laptop auf den Knien von meinem Bett aus Arbeitsmails zu verschicken.

Stattdessen stehe ich jetzt in diesem Coworking-Space vor ein paar Holzbrettern und lese die Zettel, die darangepinnt sind. Wer sich hier einen Arbeitsplatz mietet, wird zum »User« und füllt einen solchen Zettel aus. Wenn er reinkommt, hängt er ihn an die obersten Bretter: So kann jeder sehen, wer gerade da ist. Es ist dasselbe Prinzip wie in einem Internetchat, auch die Selbstbeschreibungen hören sich an wie Statuszeilen.

Ich bin: Web-Entwickler 2.0, IT-Dödel, Softwareentwickler, Onlineberater, Marke-



tingberater, Trendberater, Gründer, Designerin, Journalist, Projektmanager ...

Ich suche: Gleichgesinnte, das Gespräch, den Arbeitsplatz der Zukunft, Herausforderungen, Konzentration + Spaß, Unterstützung, Rock 'n' Roll, Zusammenarbeit, Leute, die interessante Sachen machen, die Moderne ...

Bevor ich selbst Freiberuflerin wurde, habe ich *Wir nennen es Arbeit* von Holm Friebe und Sascha Lobo gelesen. Das Buch ist eine Art Lobgesang aufs selbstbestimmte Arbeiten und Leben jenseits der Festanstellung. Wörter wie »vernetzen«, »kollektiv« und »urban« kommen darin besonders häufig vor. An einer Stelle heißt es: »Die digitale Bohème ohne Internet fühlt sich ähnlich nervös und unproduktiv wie der Taxifahrer ohne Benzin.« Ich kam mir auf einmal sehr analog vor.

So geht es mir auch, als ich Jörn Hendrik Ast, 31, kennenlernen, den Coworker, der fast

immer da ist und um dessen Tisch sich die Leute scharen, wenn er verkündet, dass er gerade wieder irgendetwas Verrücktes im Web 2.0 entdeckt hat. Jörn Hendrik berät Firmen, wie sie in Sozialen Netzwerken Nachwuchs finden können, hat über 500 Facebook-Freunde, diskutiert auf allen Kanälen – und in seiner Selbstbeschreibung auf der Wand am Eingang steht »Ich bin: viel zu laut«. Er kommt zu mir, um sich vorzustellen, kurz danach verabreden wir uns zur Mittagspause – über Facebook, obwohl wir keine drei Meter voneinander entfernt sitzen. Du bist mir so ein digitaler Bohemien, denke ich, sofort setzt bei mir eine ironische Distanz ein. Sie hält genau so lange, bis wir uns ein ganzes Mittagessen lang gut unterhalten und Jörn Hendrik seine Pommies aufisst, ohne ein einziges Mal auf sein iPhone zu schauen.

Als ich an meinen Platz zurückkehre, fällt mir auf einmal auf, dass in den Texten über Coworking oft dieser intellektuell-ironische Tonfall mitschwingt, in dem man sich auch von Latte-macchiato-Trinkern distanziert. Die Menschen in den Coworking-Spaces sehen demnach »wie Berlin-Mitte aus«, haben »kurze Ponys« und »Lachsbagel in der Hand«, sitzen in »organisch geformten Designerstühlen« und gehören zur »Laptop-Elite« – eine »Wohlfühlbionadewelt« sei das. Sich darüber lustig zu machen ist vermutlich leichter, als zu schauen, wie ihre Arbeit aussieht und was sie an diesen Ort führt. Ich verstehe nicht, warum ich Retro-Sessel belächeln soll, wenn ich mich darin wohler fühle als in kühlem Büromöbiliar. Oder was ich gegen Menschen haben soll, die versuchen, das Beste aus ihrer beruflichen Situation zu machen, nur weil sie dafür ein MacBook verwenden und dahinter ganz zufrieden wirken.

Im Betahaus kommen immer wieder Gäste vorbei, um sich umzusehen. Gern donnerstags, wenn es ein gemeinsames Essen gibt. Als ich zum ersten Mal dabei bin, stehen auf dem langen Holztisch Orangensaft, Kaffee, Wurst, Käse und Marmelade. Ich schmiere meine Brötchen mit einem angehenden Vertriebscoach, einer Grafikdesignerin, die gerade von London nach Hamburg gezogen ist, einem IT-Spezialisten, der seinen Job kündigen möchte, einem Musikmenschen, der in einer Selbstfindungsphase steckt, und ein paar Stammmietern. Es ist leicht, miteinander ins Gespräch zu kommen. Anders als abends in der Kneipe ist die Frage »Und was machst du so?« keine Verlegenheitslösung, sondern ausdrücklich erwünscht. Wer hierher kommt, sucht mehr als einen Schreibtisch. Die Leute wollen ihre Ideen umsetzen, sich dauerhaft in der Selbstständigkeit etablieren und brauchen einen Ort, der ihnen dabei hilft.



Rosige Aussichten? Manchmal wirkt die Zukunft der Arbeit auch wie ein Rückfall in Kalte-Platte- und Käseigel-Zeiten

Ali Jelveh zum Beispiel, 30 Jahre alt, sitzt mir seit Tagen schräg gegenüber. Anfangs habe ich immer ganz leise telefoniert, weil er so konzentriert wirkte hinter seinen zwei Bildschirmen. Vor einem halben Jahr hat er für ein Start-up seine feste Stelle bei Xing gekündigt. Um das Klischee eines Computerfritzen zu erfüllen, ist er zu hübsch und kann zu gut erklären, was er macht: Mit ein paar Leuten bastelt er an einer Art Bürgerinternet. Die Idee ist, sich auf lokaler Ebene zu vernetzen, Inhalte zu teilen und dabei die Hoheit über die eigenen Daten zu behalten.

»Ich habe mal versucht, im Café zu arbeiten«, sagt Ali, »aber da kam ich mir fehl am Platz vor.« Jetzt zahlt er 139 Euro, um zwölf Tage im Monat Coworker zu sein. Er ist sich

sicher, dass sich das lohnt. Ein paar Tische weiter sitzt jemand, der ihm beim Businessplan hilft – dafür hat Ali ihm eine Facebook-App programmiert. Solche Tauschgeschäfte würden sich nicht ergeben, wenn er zu Hause bliebe, meint Ali. »Außerdem verschwimmen dort Arbeit und Freizeit, und ich habe immer das Gefühl, nicht genug getan zu haben.«

Anfangs hatte er, so wie ich, ein teureres Ticket mit eigenem Schlüssel, damit er ins Betahaus kommen und gehen konnte, wann er wollte. Warum er den Schlüssel ganz schnell wieder abgegeben hat, verstehe ich, nachdem ich dort selbst einen Abend verbracht habe. Wenigstens einmal wollte ich mein flexibles Ticket so richtig ausnutzen. Als die anderen Coworker gegen 19 Uhr gegangen sind, bin ich im kleinen Arbeitsraum geblieben, der tagsüber schon sehr still ist. Am Abend ist er fast unheimlich. Ich sitze ganz allein hinten in

der Ecke, damit man mich von der Straße aus nicht so gut sehen kann. Nur selten kommen Menschen vorbei, und wenn, dann starren sie neugierig durch die Glasfront, während die nackten Glühbirnen mich anleuchten. Der Schreibtischstuhl ist unbequem. Ohne die Coworker ergibt das Coworking wenig Sinn. Trotzdem harre ich bis elf Uhr aus, weil ich mir vorgenommen habe, Claas Triebels Buch *Mobil, flexibel, immer erreichbar – wenn Freiheit zum Albtraum wird* zu Ende zu lesen.

Die Selbstbestimmtheit dank moderner Technik, die bei Friebe und Lobo so erstrebenswert und avantgardistisch klingt, ist für Triebel eine Utopie und am Ende Selbstausbeutung. »Digitale Bohème bedeutet häufig, sich an Marktgegebenheiten in besonderer Weise anpassen zu müssen, sehr viel zu arbeiten und dabei schlecht zu verdienen.« Privat- und Berufsleben seien immer schwerer voneinander »

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

BIOME

GRADUATE
SCHOOL
OF
BIOMEDICAL
SCIENCE



ARE YOU LOOKING FOR AN INNOVATIVE
PH.D. PROGRAMME? SEARCHING FOR
INTERACTION WITH OTHER GRADUATES? IF
SO, THEN EXPLORE THE NEW BIOME
SCIENCE NETWORK TODAY!



Situated advantageously at the heart of Western Europe in Germany's largest metropolis the Graduate School of Biomedical Science integrates all Ph.D. and M.D. graduates within the Faculties of Biology and Medicine into a cutting edge interdisciplinary study programme offering graduates an outstanding, globally focused academic education. Our current research topics are:

- Host-Pathogen Interaction (GRK 1045)
- Gene Transcription (GRK 1431)
- Cellular & Molecular Immunology
- Genetics & Cell Biology
- Ischaemia, Reperfusion & Angiogenesis
- Tumour & Signalling



Additionally, our rapidly expanding biomedical campus offers young scientists access to state-of-the-art research facilities and the opportunity of working at the interface of basic and clinical science. The university's drive to provide structures promoting soft skills, gender equality and family-friendly support further contributes to an excellent all-round learning environment. Join us to be part of the Ruhr research renaissance now.



**BIOME: Your
Ph.D. Target**



FURTHER INFORMATION
www.uni-due.de/biome

REPORTAGE



Mit dem Fahrrad kommen, seinen Laptop mitbringen, Schreibtisch mieten – Arbeitsalltag zwischen Freiheit und Selbstausbeutung

zu trennen – und das bei voller finanzieller Verantwortung für die eigene Zukunft. Ich habe bisher nicht nach einer festen Stelle gesucht. Trotzdem kann ich in dieser Nacht nicht einschlafen, drehe mich alle paar Minuten um. Arbeite ich jetzt gerade eigentlich, während ich über digitale Freaks, Freiheit, Altersvorsorge, meinen Beitrag für die Künstlersozialkasse und neue Themen für Artikel nachdenke? Könnte ich dann morgen nicht eine Stunde später aufstehen? Als die Kirchturmuhren morgens fünfmal schlägt und ich immer noch wach bin, stelle ich die Weckfunktion meines Handys aus. Mich zwingt ja keiner, um acht Uhr mein Bett zu verlassen.

Wäre ich nicht mit anderen Coworkern zum Mittagessen verabredet, hätte ich am nächsten Tag wahrscheinlich nicht gearbeitet und auch nichts verdient. Aber dadurch, dass ich an einen Ort gehen kann, an dem ich gesehen werde, stellt sich der Effekt ein, den ich noch aus der Zeit kenne, als ich in der Uni-Bibliothek meine Abschlussarbeit geschrieben habe: Allein schon die Anwesenheit anderer arbeitender Menschen sorgt dafür, dass ich produktiv bin. Coworking hilft bei der Trennung zwischen Arbeit und Freizeit: Es gibt einen Feierabend – zumindest wenn man sich, wie fast alle »User«, an die Öffnungszeiten zwischen 9 und 19 Uhr hält. Biere, ob sie nun auf die Weltherrschaft oder den Frieden getrunken werden, sind eher die Ausnahme. Meistens wird hier so konzentriert gearbeitet, dass ich mich selbst nicht traue, mich hängen zu lassen.

An einem Tag tritt das Schlimmste ein, was in einem Coworking-Space passieren kann: Das In-

ternet stürzt ab. Um Punkt 14.32 Uhr heben die Menschen, die gerade noch über ihre Bildschirme gebeugt waren, die Köpfe, sehen sich fragend an, zucken mit den Schultern. Nur eine Person schaut noch nicht einmal auf – meine Freundin Julia, die zu Besuch bei mir ist, mich zu meinem neuen Arbeitsort begleitet hat und neben mir die Deutschklausuren ihrer Schüler korrigiert, während ich meinen Artikel schreibe. Als Lehrerin mit Rotstift ist sie hier eine Exotin. Alle anderen sind aufs Netz angewiesen, auch wenn nicht jeder von ihnen sein Geld damit verdient. Der PR-Mensch und der Programmierer hinter mir zum Beispiel tippen auch offline weiter, die Grafikerin, die ganz vorn an der verglasten Front zur Straße sitzt, bespricht am Handy Abgabetermine, die Bauingenieurin geht ihren Terminkalender durch, und der Rest nutzt die Zwangspause, um aufs Klo zu gehen oder sich einen Kaffee zu holen.

Nach elf Minuten ruft jemand: »Wir sind wieder online!« Und sofort geht es weiter. Disziplin ist das Stichwort – das hat auch Lena Schiller Clausen, 30 Jahre alt, die mit ein paar anderen Selbstständigen den Hamburger Ableger des Berliner Betahauses gegründet hat, inzwischen verstanden. Erst dachte sie, dass ihre »User« vor allem einen kreativen Ort suchen. Jetzt weiß sie, dass sie sich über Austausch, Workshops und Vorträge freuen, sie vor allem aber auch Ordnung in ihre Freiheit bringen wollen. »Wir schaffen an sich die Strukturen, in denen man modernes Arbeiten umsetzen kann, nicht das moderne Arbeiten«, sagt Lena zu mir. Längst fühle ich mich nicht mehr wie ein Gast, sondern zugehörig.

Als ich eines Morgens mit einem »Yuppies raus!« begrüßt werde, das jemand an die Eingangstür gespritzt hat, fühle ich mich beinahe angegriffen. Die anderen Coworker lachen aber nur. »Yuppies, wer, wir?« Die meisten beziehen den Spruch nicht auf sich, einige fänden es witzig, ihn dran zu lassen. Lena entscheidet aber, dass der Schriftzug weg soll. Sie möchte Olaf Scholz und seine SPD nicht verschrecken, die am nächsten Tag für ein »Netzcamp« ins Betahaus kommen, um dort über Internetpolitik zu diskutieren. Schließlich hat Scholz im Hamburger Regierungsprogramm versprochen, sich um die Arbeitsbedingungen der modernen Selbstständigen zu kümmern und dafür »zum Beispiel das Coworking als ein Modell der Zusammenarbeit« zu unterstützen.

Auf Facebook gibt ein Betahaus-Freund wertvolle Tipps zum Entfernen des Tags: »Das kriegt ihr mit Photoshop sicher wieder weg!« Ich klicke »Gefällt mir«. Doch die Coworker sind unglaublich normal, sie holen Lappen, nehmen Chemie und fangen an zu schrubbieren. 🐾

ANZEIGE



KARRIERE IN DEN NEUROWISSENSCHAFTEN

Die International Max Planck Research School »Neuroscience of Communication: Function, Structure, and Plasticity« (IMPRS NeuroCom) hat ihren Sitz in Leipzig am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften und an der Universität Leipzig. Weitere Kooperationspartner sind das Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie sowie das Institute of Cognitive Neuroscience am University College London.

Ziel der IMPRS NeuroCom ist die Erforschung der funktionellen, strukturellen und neuroplastischen Grundlagen der menschlichen Kommunikation. Die Graduiertenschule strebt eine multidisziplinäre, exzellente Ausbildung der Nachwuchswissenschaftler an. In diesem Sinne erwerben die Studierenden während des dreijährigen Promotionsprogramms zusätzlich zu den individuellen Forschungsprojekten umfangreiches interdisziplinäres Expertenwissen. Darüber hinaus vermittelt die IMPRS NeuroCom unverzichtbare Softskills sowie essenzielle Kenntnisse und Fähigkeiten etwa für die Durchführung von Verhaltensstudien und den Umgang mit neuro-bildgebenden Verfahren. Ein Austauschprogramm mit dem Londoner Institute of Cognitive Neuroscience ist ebenfalls Teil der Ausbildung.

Alle drei Jahre werden weltweit hoch qualifizierte und motivierte Nachwuchswissenschaftler aufgerufen, sich für eines der 23 Doktorandenstipendien zu bewerben (nächster Bewerbungszeitraum ist Winter 2011/12) und so eine erfolgreiche Karriere in den Neurowissenschaften zu starten. Ähnlich strukturierte Promotionsprogramme der Max-Planck-Gesellschaft mit anderen Forschungsschwerpunkten sind hier zu finden: www.mpg.de

KONTAKT

IMPRS NeuroCom
Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften
Stephanstraße 1 A • 04103 Leipzig
Telefon: +49 341 99 48 00 • E-mail: imprs@neurocom.mpg.de
<http://imprs-neurocom.mpg.de>



UNIVERSITÄT LEIPZIG

Max-Planck-Institut
für evolutionäre Anthropologie

MAX
PLANCK
INSTITUT
LEIPZIG

UCCL